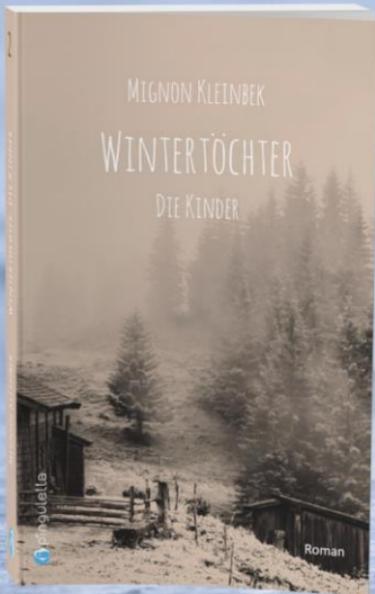


GEFÜHL.

Fesselnde Fortsetzung.

Wintertöchter.
Die Kinder

ISBN: 978-3-9817678-9-6 Preis: 13,90 €





Mignon Kleinbek.

Ist 1964 geboren und lebt mit ihrer Familie in Baden Württemberg. Neben der Schriftstellerei liebt sie Musik, Literatur und ihren Garten, in dem alles wachsen darf, wie es will. Mit ›NACH OBEN – Ein etwas anderes Leben mit Psoriasis Arthritis und Fibromyalgie oder Morgen ist alles gut.‹ und ›BÄHMULLE – Morgen ist alles gut 2.0 oder Rheuma? Na und...‹ publizierte sie viel beachtete Sachbücher.

Ihr Debutroman *WINTERTÖCHTER. DIE GABE*, ist bereits in mehrfacher Auflage im pingulett Verlag erschienen. Der zweite Teil – *WINTERTÖCHTER. DIE KINDER* setzt die Erfolgs-Trilogie kraftvoll fort. In der Zwischenzeit ist auch das großartige Finale der Forstau-Saga *WINTERTÖCHTER. DIE FRAUEN* erschienen.



MIGNON KLEINBEK

WINTERTÖCHTER

DIE KINDER

pínguletta

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.

LESEPROBE

Copyright © 2018 by Mignon Kleinbek

© 2018 pinguletta Verlag, Keltern

F04_2020 V2021-01-20

Alle Rechte vorbehalten

Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen nur mit
Zustimmung des Verlags

Titelfoto: © Fabian Irsara

<https://fabianirsara.com/>

Coverdesign: © Sabrina Furrer

Produktion: Helmut Speer

Lektorat: Elsa Rieger

ISBN 978-3-9817678-9-6

eBook ISBN 978-3-948063-00-9

www.pinguletta-verlag.de

PROLOG 2004

Mit der Teetasse in der Hand trat Anna vors Haus. Es war noch kühl und sie spürte, wie sich die Härchen an ihren Unterarmen aufstellten. Die Sonne schob sich gerade über den Berg. Auf dem Dach lag ein Hauch Raureif, der erste in diesem Jahr, doch die Wärme würde ihn rasch trocknen. Es versprach, wieder ein strahlender Tag zu werden, wie alle Tage in diesem Spätsommer schön gewesen waren.

Für eine Weile blieb sie stehen und hob das Gesicht in die Morgensonne. Genoss ihren Tee und die unendliche Ruhe. Die frühen Stunden waren ihr schon immer die liebsten gewesen; wenn noch alles still war und der Tag erst begann.

Anna schlug die hölzernen Fensterläden vor der Almhütte zurück, um das Licht in die niedrige Küche zu



lassen. Dann ging sie ins Haus und ließ die Tür hinter sich offen, um den Geruch nach erkaltetem Feuer zu vertreiben.

Die ersten Handgriffe des Morgens waren immer dieselben – seit sie denken konnte. Die kalte Asche aus dem Herd fegen, Späne einschichten, ein Streichholz anreiben und gebückt vor dem Ofenloch warten, bis es knisterte. Die Herdklappe öffnen, um die Flämmchen zu belüften. Ein, zwei Scheite nachschieben. Die Asche hinausbringen und zum Schuppen hinübergehen, um den Holzkorb nachzufüllen. Jeder Morgen auf der Alm begann so, sommers wie winters. In diesen trägen Minuten legte sie sich in Gedanken den Tag zurecht.

Für heute gab es nichts zu tun. Anna lächelte ein wenig in sich hinein. Zumindest nicht auf dem Hof. Die betriebsamen Tage des Almsommers waren vorüber.

Ihre Aufgabe wartete auf dem blank polierten Zirbenholztisch. Ein Buch hatte sie schon vollgeschrieben. Das zweite lag daneben, die Seiten noch frisch und weiß.

Sie goss Tee nach und setzte sich, zog die Kladde zu sich her und schlug den schwarzen Pappdeckel zurück. Fuhr mit der Handfläche über den Mittelfalz und drückte ihn glatt.

Der Reif an ihrem Ringfinger glänzte in einem schräg hereinfallenden Sonnenstrahl auf und Anna hob die Hand, bewegte sie hin und her, sodass das Licht mit ihm spielen konnte. Ein breites goldenes Band, das die Unendlichkeit der Liebe symbolisierte. Liebe bis über den Tod hinaus. Sie war nie vor Gott und Gesetz verheiratet gewesen und dennoch trug sie einen Ehering. Er war der Schlüssel in die Vergangenheit.

Mit einem Gefühl des Bedauerns schob Anna den runden Stein, das Silberauge, zur Seite und nahm den Stift zur Hand. Heute war nicht der Tag dafür.

Die Zungenspitze zwischen die Zähne geschoben, begann sie zu schreiben:

✱

Ohne Mathis erschien mir alles unnützlich.

Mit einem Schlag war alles aus den Angeln gehoben. Der Orkan war nicht nur über den Julianenhof hinweggefegt – nein, er hatte mein Leben mit sich gerissen und es vernichtet ...

✱

ERSTER TEIL



KAPITEL EINS. 1954

Der Julianenhof lag wie gefangen unter einer stickigen Dunstglocke. Kein Laut drang aus dem Tal herauf und auch auf dem Anwesen war es totenstill. Schweigend warteten die Männer vor dem Stall. Dort drinnen lag einer der ihren, aufgespießt von seiner eigenen Mistforke.

Der Austätter hielt das Pferd am Kinnriemen und wies den Hilfinger mit einem Kopfnicken an, auf der Ladefläche des Karrens Platz zu schaffen. Es dauerte, bis der Hansi die Gerätschaften unter eine Lederplane geschoben und die grobe Pferdedecke ausgebreitet hatte. Mit einem unbeholfenen Satz sprang er vom Wagen und fluchte leise, als er mit einem Fuß in einer Wasserpfütze aufkam. Niemand lachte, obwohl der etwas langsam denkende Hansi sonst oft für einen derben Scherz, meist auf seine Kosten, herhalten musste.



Das Unwetter hatte sich so schnell verzogen, wie es gekommen war. Es war schwül wie zuvor, der Regen hatte keine Erleichterung, nicht ein bisschen Abkühlung gebracht. Eine unerbittliche Sonne brannte heiß auf die Männer herunter und nur die dampfenden Pfützen auf dem steinigen Vorplatz, herabgerissene Äste und Laub, ein paar zerschmetterte Dachziegel vor dem Haus ließen erahnen, wie verheerend der Sturm vor zwei Stunden noch getobt hatte.

Keiner von ihnen hatte je solch einen Sommerorkan erlebt. Für einen wahnwitzigen Augenblick schien sich die Hölle geöffnet zu haben, um schwefelgelben Atem und einen unnatürlich warmen, schalen Sturzregen auszuspucken. Krachender Donner hatte von den Bergen wiedergehallt; Schlag auf Schlag, grollend wie die Stimme des Höllenfürsten. Gleißend war ein Blitz in die hohe Kiefer am Felsgrat gefahren und hatte den Stamm gespalten; der Sturmwind hatte sie niedergebeugt und in den Abgrund gestürzt, den mächtigen Wurzelstock krachend aus der steinigen Erde gehoben. Armdicke Wurzeln ragten empor, unversehens ans Licht gezerzt und gekrümmt wie die Finger eines Riesen, braun und schlammverschmiert. Der Geruch nach aufgerissenem Stein und nasser Erde war betäubend intensiv.

Rumpelnd wurde die Stalltür aufgezogen. Der Gendarm, flankiert von Clemens Oberndorfer und Florian Sittler, trat aus der stickigen Hitze. Neugierig lugten die Männer an ihnen vorbei in die dämmerige Stallgasse.

Er zog die Mütze ab und wischte sich mit dem Ärmel seiner Uniform die Schweißtropfen von der Stirn. Dann winkte er dem Austätter und dem Hilfinger. »Ihr könnt ihn rausholen. Wir sind fertig.«

Die beiden Männer drückten sich an ihm vorbei. Einer der Umstehenden reichte dem Gendarmen eine Flasche und er nahm einen tiefen Schluck. Er war im Dienst – aber zum Teufel, das Grauen steckte ihm noch in den Knochen und würde ihn so schnell nicht verlassen. Er war einiges gewohnt, doch das war ein schrecklicher Anblick gewesen. Das schmatzende Geräusch, das die Stacheln der Mistforke von sich gegeben hatten, als er sie aus der Brust des toten Jungen gezogen hatte, würde ihn bis in seine Träume verfolgen. Mit einem Ächzen hatte er sie in einen Koben gestoßen.

»Tragisch ist das.« Er rülpste laut und trank noch einmal, dann gab er die Schnapsflasche zurück. »Der Mathis war ein feiner Kerl.«

Hinter ihm tauchten Jörg und Hansi auf; sie trugen den toten Burschen unter den Armen und an den Füßen gepackt, aus dem Stall. Die roten Flecken auf Mathis' Hemd und das unter der Dreckschicht wächserne Gesicht ließen die Männer erstarren. Seine muskulösen Arme mit den schmutzverkrusteten Fingern baumelten leblos herab, in den wirren Haaren des jungen Mannes hingen Strohhalm; Nase und Mund verschmiert von geronnenem Blut.

Der Schattner stieg eilig auf die Ladefläche und half, den Leichnam auf den Wagen zu ziehen. Er schob Mathis' Arme übereinander, zog die ärmellose Weste aus und legte sie über den Kopf des Jungen, um die Fliegen abzuhalten. Mit einem Satz sprang er herab und umrundete den Wagen. Seine tiefe Stimme klang brüchig; der Bauer hatte Mühe, sie zu kontrollieren.

Anna hatte auf dem Schatthof Hilfe gesucht und augenblicklich hatte er seine Buben losgeschickt, um die Sittlerin und den Obmann zu alarmieren. Peter Schattner war als Erster auf dem Hof gewesen und hatte die besinnungslose Marie neben dem Burschen in der Kotrinne liegend gefunden. Peter Schattner fühlte sich verantwortlich – jemand musste einen klaren Kopf bewahren und alles Nötige in die Wege leiten.

»Bringt ihn in den Haindlhof und wartet dort auf uns. Wir kommen gleich nach. Die Barbara wird ihn waschen und herrichten.«

Stumm nickte der Hansi und erklimm den Kutschbock.

»Fahrt zu. Schaut auf dem Weg im Pfarrhaus vorbei und sagt dem Pfarrer Bescheid. Er soll gleich zum Suterhof kommen. Die Drexlers wissen womöglich bereits, was geschehen ist.«

Schlechte Nachrichten verbreiteten sich im Dorf geschwinder als eine Seuche und Mathis' Geschwister würden sicher Beistand brauchen. Die Suterkinder lebten auf dem elterlichen Hof mit ihren Zieheltern, Anderl und Walpurga Drexler. Nach Kathrin und Jakob Suters Tod hatte das kinderlose Ehepaar den Hof übernommen. Anderl und Purgl waren arbeitsam und fleißig; sie versorgten das Lehen gut. Doch sie waren auch wortkarge, vom ärmlichen Leben verbitterte Menschen – und beide schnell mit der Hand. Spürten die Kinder nicht, setzte es Schläge. Die Geschwister mussten hart mit anpacken, und dass der Mathis nun auf dem Julianenhof ums Leben gekommen war ... er wollte gar nicht weiter darüber nachdenken, wie sie die Schreckensnachricht wohl aufnahmen. Peter Schattner gab dem Pferd einen Klaps auf das glänzende Hinterteil. Der Braune trabte an und langsam ruckelte das Fuhrwerk los.



Die Männer zogen die Hüte, bekreuzigten sich und senkten die Köpfe. Solch ein Unglück hätte jeden von ihnen treffen können.

Clemens Oberndörfer und Florian Sittler blieben, bis alle gefahren waren. Vor dem Haus auf der Bank sitzend, teilten sie sich eine Zigarre. Stumm rauchten sie und der Oberndörfer überließ ihm den Rest des Stumpens.

»Was wirst du jetzt tun?«, fragte er bedächtig.

Florian stützte seine Ellbogen auf die Schenkel, seine Augen gingen ins Leere.

»Wenn ich das nur wüsste. Meine Marie ...« Er schluckte und saugte an dem Tabak; rot glühte die Spitze auf. »Sie ist mir lieb wie ein eigenes Kind, Clemens. Wenn es Barbi wär, könnt's nicht schlimmer sein. Ich hab Angst um sie.«

Der Oberndörfer getraute sich erst nicht, er war es nicht gewohnt, seine Gefühle zu zeigen, doch der alte Freund dauerte ihn. Mitfühlend legte er die Hand auf Sittlers Oberschenkel.

»Marie ist im Spital und noch lebt sie. Du kannst nichts für sie tun – außer zu beten. Ich meinte eher, was jetzt mit dem Julianenhof passiert.« Und mit Anneli. Er sprach den Gedanken nicht aus. Ihren dicken Bauch hatte er wohl bemerkt – wie alle

anderen auch. Seit Wochen hatte er Maries Tochter nicht zu Gesicht bekommen und nun erstaunt die Wölbung unter ihrem zu engen Kleid registriert. Anna musste grad dreizehn oder vierzehn sein ... er hätte nicht gedacht, dass der Mathis und sie etwas miteinander hatten. Himmel, sie war doch noch ein kleines Mädchen, ein Kind! Die Drexlers würden Gift und Galle spucken.

»Wo ist eigentlich dein Schwiegersohn?«

Florian Sittler stieß einen Mundvoll Rauch aus. »Der Wojtek? Das würd ich auch gern wissen! Wenn's nach mir ging – die Marie hätt ihn vom Hof jagen sollen, so lang es noch Zeit war. Aber nein, sie musste ihn ja unbedingt heiraten. Ich trau dem Kerl nicht, doch sie hat sich ja nie dreinreden lassen. Jetzt sieht man, wo's hingeführt hat.«

Liebend gern würde er ihm den Hals umdrehen, wenn er ihn in die Finger bekäme. Seit der Wojtek in Maries Leben getreten war, ging alles verkehrt.

Hannah, seine Frau, hatte ihn bekniert, bloß das Maul zu halten. »Es ist doch gut, wieder einen Mann auf dem Hof zu haben, der nach dem Rechten schaut; er hilft Marie und nach der Fehlgeburt hat er sich um sie gekümmert. Und überhaupt hat er ein schweres Leben gehabt und kann nichts dafür, dass er bei den Fahrenden



aufgewachsen ist und die Nazis seine Sippe ausgelöscht haben«, hatte sie eingewandt.

Er hingegen sah das völlig anders. Wobei er einräumen musste, dass Roman an Mathis' Tod unschuldig war – er war ja nicht einmal da gewesen. Es war ein Unfall gewesen; der Bursche war durch die offenstehende Luke gestürzt und unglücklich in die Mistgabel gefallen. Das konnte man dem Wojtek nun wirklich nicht anhängen. Der Gendarm hatte alles angeschaut, er war sogar auf den Heuboden gestiegen. Und hatte nichts gefunden.

»Der Schattner hat sich erboten, das Vieh zu seinem ins Steinkarl zu bringen. Gott sei Dank, dann sind wenigstens die Tiere versorgt. Frag mich nicht, wie es hier oben weitergeht, Clemens. Ich hab grad andere Sorgen.« Florian Sittler warf den Stumpen auf die Erde und unterdrückte die Feuchtigkeit, die ihm unmännlich in die Augen stieg. Wenn nur Marie überlebte ... Barbi kümmerte sich um Anna, und sie würde das Kind kriegen. Dann sah man weiter. Es geschah nicht zum ersten Mal, dass im Dorf ein uneheliches Kind zur Welt kam.

Sie sahen beide auf, als Schritte auf den Steinen knirschten und der breite Schatten eines Mannes über sie fiel.

»Wojtek ...«, sagte der Oberndörfer gedehnt und griff nach

seinem Gehstock. »Gut, dass du endlich da bist. Es gibt schlechte Nachrichten.«

Florian Sittler straffte die Schultern. Überließ es dem Freund, Roman zu informieren und die passenden Worte zu finden. Er hatte keine. Er war zutiefst erschöpft und die Sorge um Marie drückte ihn nieder.

Maria Suter sah aus dem Küchenfenster. Ein Fuhrwerk hielt vor dem Haindlhof und sie erkannte den Austätter und den Hilfinger Hansi auf dem Kutschbock. Die Totengräber! Sie ließ die Kartoffel fallen, die sie gerade schälte und schob mit der nassen Hand neugierig den Vorhang zur Seite.

»Was ist denn da los?«, murmelte sie und spähte hinüber. Sofort war die Schwester an ihrer Seite, den breiten Mund voller Sabber.

»Setz dich hin«, sagte Maria und schob Elsbeth auf die Bank zurück. »Du bleibst hier! Wart auf mich, ich bin gleich wieder da.«

Purgl schaute von ihrer Näharbeit auf. »Wohin so eilig? Gehst du etwa schon wieder zur Sittlerin? Sie wird doch ein paar Stunden ohne dich zurechtkommen.«

Maria trocknete sich die Hände an der Schürze ab. »Nur eine



Minute. Die Totengräber stehen vor dem Haindlhof und Barbara ist nicht da. Etwas muss geschehen sein, ich schau kurz nach.« Sie verließ das Haus durch die Vordertür und rannte den Weg entlang. Eine Angst kroch in ihr auf, als sie am Fuhrwerk anlangte und der Austätter sich in den Weg stellte.

»Maria.« Sein breiter Körper verspernte ihr den Blick.

»Was ist geschehen, Jörg? Barbara ist nicht zu Hause.«

Sie versuchte, an ihm vorbeizuschauen. Da lag jemand, ein Mann, regungslos auf der Ladefläche. Sie konnte die mistverkrusteten Sohlen seiner Schuhe sehen.

»Geh weiter, Madl. Die Barbara kommt gleich.« Er streckte den Arm aus, um sie zurückzuhalten.

»Der Pfarrer ist schon auf dem Weg zu euch, Maria.« Der Hilfinger stand plötzlich neben ihr.

»Der Herr Pfarrer? Was soll der von uns wollen? Ich war doch erst gestern ...« Zur Beichte, wollte sie gerade sagen, dann sah sie das Unaussprechliche in seinem mitfühlenden Blick. Mit einem Ruck schüttelte sie Jörgs Hand ab und drängte sich an ihm vorbei. Bevor der Austätter sie aufhalten konnte, stellte sie einen Fuß auf den Holm des Fuhrwerks und zog sich hoch. Jetzt erkannte sie seine Joppe, die ledernen Hosen, die sonnengebleichten Härchen

an seinen Beinen. Die langgliedrigen Finger ihres Bruders.

»Mathis ...«, stöhnte sie und klammerte sich an der Verstrebung des Fuhrwerks fest. »Neiiiiin!« Der gellende Schrei fuhr den beiden Männern durch Leib und Seele.

»Dass du nicht dein Maul halten kannst, du fingerblöder Hammel, du!«, fuhr Jörg den Hilfinger an und packte das Mädchen um die Mitte. Heftig zog er an ihr und riss sie von dem Wagen herunter. Maria fiel rücklings, er hielt sie fest, doch sie schlug mit den Armen und wehrte sich gegen seine Hände. Kam frei und fiel auf die Knie.

»Mathis!«, heulte Maria auf. Stieß die Stirn wieder und wieder auf den Boden und schmeckte die Erde, die noch feucht vom Sturzregen war.



Ohne Mathis erschien mir alles unnütz.

Der Orkan war nicht nur über den Julianenhof hinweggefegt – nein, er hatte mein Leben mit sich gerissen und es vernichtet. Ich war vierzehn Jahre alt. Ungewollt im siebten Monat schwanger von dem Mann meiner Mutter. Mathis, mein Liebster, war tot. Versehentlich in eine blöde Forke gefallen, die ihm die Brust durchbohrte – wenige



Tage nach seinem achtzehnten Geburtstag. Mein fröhlicher Mathis, der versprochen hatte, meinem ungeborenen Bastardkind ein Vater zu sein.

Durch das niedrige Fenster der Küche musste ich mit ansehen, wie sie seinen Leichnam aus dem Stall trugen, auf das Fuhrwerk hoben und ihn wegbrachten. Am liebsten hätte ich geschrien, mir die Haare gerauft, um mich geschlagen. Doch meine Glieder waren bleiern schwer und ich konnte nur dasitzen und zusehen. Tränenlos. Sprachlos. In mir war eine unsägliche Leere.

Meine Mutter lag im Spital und kämpfte um ihr Leben. Niemand wusste, ob sie den Schlaganfall überleben würde.

Die Dede kümmerte sich um mich, doch ihre fürsorglichen Worte rauschten ungehört an mir vorbei. Die Tränen meiner Großtante Hannah Sittler ließen mich kalt.

Der Schattner nahm sich um das Vieh an; er molk die Kühe, die verstört und laut muhend, mit milchprallen Eutern vor dem Stall standen. Er und seine Söhne trieben die Tiere ins Dorf und brachten sie auf eine Alm ins Steinkarl. Seine Frau Vevi blieb, bis wir alle ins Tal gegangen waren. Sie versorgte die Milch und kratzte das kalt gewordene Mittagsmahl in den Mistkübel. Niemand verschwendete mehr einen Gedanken ans Essen.

Roman – nun ja – der kam erst am späten Nachmittag zurück, als alles vorüber war. Da lag der Julianenhof schon einsam und menschenleer. Nur der Oberndorfer und mein Großonkel Florian Sittler saßen noch vor dem Haus. Sie rauchten und sprachen über die schrecklichen Ereignisse des Tages. Als Roman über die Weide herunterkam und zu ihnen trat, legte ihm mein Großonkel den Schlüssel zur Haustür hin. Mit knappen Worten informierte ihn der Obmann, was geschehen war. Ignorierte dessen offensichtlichen Schrecken, stützte sich auf seinen Gehstock und stand auf. Er hatte ein Holzbein. Die beiden alten Männer bestiegen den Pferdewagen und fuhren vom Hof.

Ich wurde in den Haindlhof, in mein vertrautes Zimmer unter der Dachgaube, gebracht. Da lag ich im Bett und weinte mir die Augen aus; den schwarzen Kater neben mir, der nicht von meiner Seite wich, und wollte nicht mehr leben. Ich war innerlich ebenso wund wie die aufgeschürften Hände und Knie, das Herz blutig zerschnitten wie die Sohlen meiner Füße. Die Flucht zum Schatthof hinunter hatte Spuren hinterlassen. Dede pickte mir die Steinchen mit einer Pinzette heraus, wusch die brennenden Schürfwunden aus und trug eine Heilsalbe auf. Hände und Füße



dick mit weißen Verbänden umwickelt, konnte ich weder auftreten noch etwas anfassen. Mir war ohnehin alles gleichgültig. Eine unsägliche Trauer lähmte mich. Nicht einmal die zarten Bewegungen in meinem Bauch holten mich aus dem Kummer. Das Kind in mir hatte offensichtlich auch dies ohne Schaden überstanden. Meine ungeborene Tochter musste ein zähes Menschlein sein. Sie bewies mehr Lebenswillen, als ich aufbringen konnte.

Die Dede ließ mich in Ruhe und ich war dankbar darum.



KAPITEL ZWEI

Barbara saß im Spital an Maries Bett, streichelte deren kalte Finger und hoffte auf ein Lebenszeichen. Den Kopf gesenkt, betete sie lautlos. Maria, voll der Gnade, erbarme dich unser.

Die Ärzte hatten Marie am Kopf operiert und das Blutgerinnsel entfernt. Noch lag sie in tiefer Bewusstlosigkeit, ein milchfarbener Tubus, mit weißen Pflastern an ihrem Kinn festgeklebt, versorgte sie mit Sauerstoff. Eine Hirnsonde lag an der kahlrasierten Stelle, inmitten der etwa zehn Zentimeter langen, bogenförmigen Naht. Aus dem durchsichtigen Beutel über ihrem Krankenbett tropfte in stetem Rhythmus ein blutverdünnendes Medikament. Barbara beobachtete die kleine Luftblase, die bei jedem Tropfen aufzuckte. Eine zweite Kanüle lag in Maries Armbeuge und

ein langer Plastikschlauch führte zu dem Infusionsständer neben dem Bett, an dem noch ein zweiter und dritter Beutel hingen.

Eine Ordensschwester betrat das Zimmer und zog mit entschuldigendem Blick den grauen Vorhang um Mariés Bett zu. Ein weiteres Bett wurde hereingeschoben und die Schwestern unterhielten sich im Flüsterton; nur das leise Rascheln gestärkter Kleider und gedämpfte Anweisungen waren zu hören. Barbara fühlte sich, als säße sie in einem Kokon; losgelöst von der übrigen Welt, eingehüllt in dämmriges Grau.

Mariés bleiches Gesicht hob sich kaum von der weißen Krankenhauswäsche ab, ihr Haar eine dunkle Masse, die an der Bettkante entlang floss. Man hatte es zu einem losen Wust zusammengewunden und achtlos an die Seite geschoben. Am Haaransatz, über ihrem rechten Auge, war ein ovales Rund ausrasiert. An seinen Rändern standen kurze Stoppeln.

Du würdest es hassen, dich so zu sehen, dachte Barbara traurig und strich zart über die braunen Wellen. Marie war sehr stolz auf ihre hüftlangen Haare und pflegte die dunkle

Pracht sorgfältig. Barbara lächelte in sich hinein; ihre Ziehschwester war sparsam, ja fast geizig und gab kaum Geld für Kleidung oder persönliche Dinge aus. Doch für die teuren Haarseifen und Spülungen in den hübschen Glasflaschen legte sie, ohne zu zucken, das Geld auf den Tisch.

»Es wächst nach, liebste Schwester«, flüsterte sie Marie ins Ohr und drückte behutsam ihre Hand. »Werde gesund. Wir brauchen dich daheim.«

Sie schluckte noch an dem dicken Kloß in ihrem Hals, als die Tür aufklappte und der Vorhang rasselnd zurückgezogen wurde. Blinzelnd saß sie im hellen Licht. Drei Ärzte in langen, bis zum Hals zugeknöpften Kitteln traten ans Fußteil von Mariés Bett. Zwei waren gewiss weit über sechzig Jahre alt. Der dritte, ein schlanker, dunkelhaariger Mann mit braunen Augen, war etwa in ihrem Alter. Attraktives Grau zeigte sich an seinen Koteletten und dem gepflegten Bart. Sie schätzte ihn knapp über vierzig. Barbara stand auf und trat einen Schritt zurück.

Eine mollige Schwester im Schlepptau der Ärzte schob einen klapprigen Wagen ins Zimmer. Sie übergab einem den dünnen Ordner, in den er sich vertiefte. Der Arzt war klein

und übergewichtig, trug eine Goldrandbrille und seine runde Glatze spiegelte das Licht der Deckenlampe wider. Der zweite, gebeugt gehend, mit schütterten Haaren und einer scharf vorspringenden Nase trat zu Marie, ohne Barbara zu beachten, und zog ihr ein Augenlid nach oben, leuchtete hinein. Dann kontrollierte er die Wunde und drückte ein wenig an den Infusionsschläuchen herum.

Der Kahle hob den Blick von der Akte und schaute ihn fragend an.

Der Hagere strich sich mit der Hand die spärlichen Haare glatt, die seitlich gescheitelt über der rosig durchschimmernden Kopfhaut lagen. Überheblich ratterte er herunter: »Hirnaneurysma in der Schädelbasis, weiblich, dreiundvierzig Jahre, Herr Professor. Vorgestern Nachmittag operativ entfernt von dem jungen Kollegen hier«, er deutete auf den Arzt, der in einigem Abstand wartete. »Edelstahlklammer am Aneurysmahals, dort verbleibend, keine Nachblutungen. Der Schlaganfall ist momentan komatös.«

Der Kahle nickte. »Erfolgschance?«, fragte er knapp.

Sein Gegenüber zuckte die Achseln und zog mit einem Schmatzen die dünne Oberlippe zwischen die Zähne. Der

lange Hals streckte sich und sein Gurgelknopf ruckte hektisch auf und nieder. Barbara fand, er sah wie eine übel-launige Eidechse aus.

»Wenig, wie üblich bei dieser Art Aneurysma. Morgen setzen wir das Narkosemittel ab und entfernen den Tubus. Entweder der Schlaganfall überlebt es oder nicht. Man muss abwarten.«

Geschockt sah Barbara von einem zum anderen.

Der bärtige Arzt trat näher und mischte sich ein. »Herr Professor, werter Kollege, wenn Sie erlauben, ich sehe das etwas anders. Frau Wojtek hat durchaus ...«

Die Echse schnitt ihm das Wort ab und winkte dem Professor, ihm zu folgen. »Nebenan liegt noch ein Schlaganfall. Habe ich selbst operiert. Kommen Sie bitte, Herr Professor.«

Barbara platzte fast – ihr Blick kreuzte sich mit dem des Arztes, dessen Augen verärgert funkelten. Seine Kiefermuskeln verkanteten sich hart, um ja keine Bemerkung herauszulassen.

Aus einem Impuls heraus trat sie dem Hageren und dem Professor in den Weg. »Wenn ich die Herren draußen kurz sprechen dürfte?«

Beide blickten sie erstaunt an.

»Sie sind?«, fragte die Echse hochnäsiger und sein Kehlkopf ruckte.

Wäre sie nicht so wütend gewesen, dann hätte sie aufgelacht. »Draußen bitte«, wiederholte sie, ebenso bestimmt wie leise und straffte den Rücken. »Ich denke, Ihre Patienten brauchen Ruhe!« Sie schob sich an der Schwester mit dem Medikamentenwagen vorbei und zwang sich, betont gelassen hinauszugehen.

Die Männer folgten ihr auf den Gang. Barbara zog der Schwester, die neugierig schaute, die Tür vor der Nase zu. Sie überragte den rundlichen Professor um Haupteslänge, darum wandte sie sich ihm zu; übersah die Echse ebenso geflissentlich, wie die sie gerade eben ignoriert hatte.

»Barbara Sittler«, machte sie sich bekannt. »Ich bin geprüfte Krankenschwester und Hebamme, also nicht ganz unwissend. Marie Wojtek ist meine Base beziehungsweise meine Ziehschwester. Wir stehen uns sehr nahe. Ich kam nicht umhin, Ihr Gespräch mitzuhören.« Ihr Ton verschärfte sich. »Und ich wäre Ihnen äußerst dankbar, wenn Sie in

ihrem Beisein nicht von dem Aneurysma oder dem Schlaganfall sprechen würden, sondern Maries Namen verwenden!«

Der Professor hob die Brauen und sah sie über die spiegelnde Brille hinweg an. Ein überraschter Ausdruck huschte über sein feistes Gesicht.

Der Hagere drängte sich vor und fauchte. »Was erlauben Sie sich!«

Barbara wich keinen Millimeter. Böse funkelte sie zurück.

»Sie mögen ein guter Operateur sein, doch Ihr Umgang mit den Patienten ist eine Schande für Ihren Berufsstand. Wie können Sie nur sagen, dass sie es womöglich nicht schaffen wird! Sie ist ein lebendiger Mensch, solange sie atmet, und sie wird geliebt! Kein lästiges Ding, das man vorab für tot erklärt. Und das direkt vor ihrem Bett!« Sie musste an sich halten, um ihn nicht zurückzustoßen; er stand viel zu nah vor ihr. Barbara kreuzte die Arme vor der Brust, bezwang ihren Zorn und schob kämpferisch das Kinn vor. »Komatöse Patienten können sehr wohl wahrnehmen, was und wie man über sie spricht. Glauben Sie etwa, dass Ihre

Meinung, sie hätte keine Perspektive, zu ihrer Heilung beiträgt? Das ist nicht nur herzlos, sondern äußerst unprofessionell!«

Der Echsenkopf schnappte nach Luft. Unbeirrt fuhr Barbara fort. »Ich hätte übrigens sehr gerne die Ansicht Ihres Kollegen gehört, dem Sie vorhin das Wort abgeschnitten haben. Er scheint eine andere Meinung zum Zustand meiner Schwester zu haben. Doch das will Sie beide wohl überhaupt nicht zu interessieren, warum auch immer!«

Der dickliche Professor schien endlich seine Sprache wiedergefunden zu haben. »Äh, Frau Sittler, liebe gnädige Frau, Sie haben da etwas, äh, völlig falsch verstanden«, stotterte er.

Sie sah auf ihn herab und ihre grünen Augen blitzten gefährlich. Barbara wusste, dass sie sich gerade in Rage redete, doch sie konnte, sie wollte sich nicht zurückhalten. »Verschonen Sie mich bitte mit Entschuldigungen, Herr Professor. Sicher haben Sie längst bemerkt, dass meine Schwester keine Krankenversicherung hat. Wir zahlen privat, nur damit das klar ist! Vielleicht erhöht das ja ihre Erfolgchancen, wie Sie es so treffend ausgedrückt haben«,

wies sie ihn zurecht und genoss fast den unsicheren Blick, den die Doktoren sich zuwarfen.

Barbara hatte nicht die Absicht, die beiden so einfach davonkommen zu lassen und setzte hinterher: »Ich erwarte, dass Sie ihr den nötigen Respekt zukommen lassen! Ansonsten scheuen wir uns nicht, sie in ein anderes Spital zu verlegen.« Sie konnte der Echse ansehen, wie sie daran würgte. Es war ihr gleich.

Barbara drehte sich zu dem bärtigen Arzt um, der hinter ihr stand und den Disput aufmerksam verfolgte. »Und jetzt würde ich gerne Ihre geschätzte Meinung dazu hören, Herr Doktor«, sagte sie leichthin und nickte in Richtung des Ausgangs. »Bitte begleiten Sie mich ein Stück!«

Sie ließ die beiden Ärzte stehen und ging mit rauschenden Röcken und hoch erhobenem Kopf hinaus, ohne noch einmal zurückzusehen. Am Ende der Station stieß sie heftig die Flügeltüren auf und durchquerte den kahlen Vorraum. Neben dem Treppenabgang standen drei einsame, orange-rote Plastikstühle. Mit einem kleinen Keuchen ließ sich Barbara auf einen fallen und legte aufatmend den Kopf an die Wand.

Der dunkelhaarige Mann schaffte es gerade noch hindurch, bevor die Türen zuklappten. Er blieb einen Augenblick stehen und betrachtete die Frau mit den kupfern leuchtenden, kurzen Locken. Dann setzte er sich neben sie, knöpfte seinen Arztkittel auf und lockerte den Krawattenknoten. Barbara musterte ihn mit schrägem Blick.

Er bemerkte, dass sie grüne Augen hatte. Smaragdgrün, dachte er, das passt zu ihren roten Haaren und ihrem Temperament. Wie sie den beiden alten überheblichen Koryphäen die Stirn geboten hat, verdient Respekt.

Barbara hob entschuldigend die Hand. »Bitte verzeihen Sie meinen Ausbruch. Ich konnte das einfach nicht mehr mit anhören.«

Ein jungenhaftes Grinsen flog über sein Gesicht. »Das war sehr mutig von Ihnen und durchaus gerechtfertigt.« Bestürzt lachte er auf. »Ich glaube nicht, dass sich schon einmal jemand getraut hat, das so deutlich auszusprechen. Ihre Schwester kann sich glücklich schätzen. Ich wünschte, es gäbe mehr Menschen wie Sie.«

»Ich bin manchmal etwas ... na ja, impulsiv. Bitte verzeihen Sie. Ich hoffe, Sie bekommen deshalb keine Schwierigkeiten.«

Er winkte ab und lachte erneut. »Keine Sorge, Frau Sittler, nicht mehr, als ich ohnehin schon habe.«

Barbara rutschte auf die Stuhlkante und sah ihn ängstlich an. »Was ist nun mit meiner Schwester? Wird sie überleben?«

Er kratzte sich den Bart. »Es gibt immer Hoffnung, so lange noch ein Funken Leben da ist«, gab er leise zurück. »Ihre Schwester hat die schwere Operation überstanden und ist momentan stabil; wenn es keine Komplikationen gibt und kein weiterer Schlaganfall hinzukommt, hat sie gute Aussichten.«

Erleichtert ließ Barbara die Schultern sinken. Tränen schossen ihr in die Augen und sie zwinkerte sie ungeduldig weg.

Achtsam legte er ihr eine Hand auf den Arm. »Ich mag Ihnen nichts versprechen, Frau Sittler. Womöglich behält sie Einschränkungen zurück. Wie groß die sind, wissen wir erst, wenn sie aufwacht.«

»Das ist mir bewusst. Ich danke Ihnen für die ehrlichen Worte.« Sie erhob sich und sah ihn an. »Wie heißen Sie?«

Er stand ebenfalls auf und neigte den Kopf. »Kilian«, erwiderte er, »Kilian Hallner.«

Sie stutzte. »Hallner? So hießen einmal Vorbesitzer meines Hofes. Aber vermutlich gibt es den Namen häufig. Nun ja ... ich danke Ihnen, Doktor Hallner. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Achten Sie gut auf Marie. Bitte.«

Sie öffnete ihre Handtasche und suchte darin herum. Dann fand sie das kleine ledergebundene Notizbuch und riss eine leere Seite heraus. »Haben Sie etwas zu schreiben?«, fragte sie, und er reichte ihr einen Bleistift. Hastig kitzelte sie die Telefonnummer von Clemens Oberndörfer und ihren Namen auf das gelbe Papier und gab es ihm.

»Im Wirtshaus gibt es ein Telefon und über diese Nummer können Sie mich erreichen. Man wird mir Bescheid sagen, wenn Sie anrufen. Ich muss jetzt los, der letzte Zug fährt bald. Ich habe das Haus voller Feriengäste und meine Nichte ist ...«, sie hielt kurz inne, ehe sie sagte: »Maries Tochter ist hochschwanger und wir haben einen Trauerfall in der Familie. Es gibt also auch noch eine Beerdigung zu überstehen. Wir sind alle sehr mitgenommen.«

Er faltete das Blatt zusammen und steckte es sorgfältig in

die Brusttasche seines Kittels. Sie streckte ihm ihre kleine Hand hin und er ergriff sie, drückte sie fest. Seine braunen Augen waren voller Bedauern.

»Mein Beileid. Bitte sorgen Sie sich nicht. Ich werde gut auf Ihre Schwester achten.«

»Ich weiß«, antwortete sie und wandte sich zur Tür.



Mein Mathis wurde an einem sonnigen Freitagnachmittag zu Grabe getragen – eine knappe Woche nach den unseligen Ereignissen.

Die Dede beschwor mich, im Haindlhof zu bleiben. Doch das kam nicht in Frage; dieses letzte Geleit war ich ihm schuldig. Es trieb mich, zu Mathis' Beerdigung zu gehen; auf irgendeine Weise musste ich doch von ihm Abschied nehmen! Die Verbände waren abgenommen und so zwängte ich meine geschwollenen, verschorften Füße in Barbaras Schuhe. Es tat weh – doch längst nicht so sehr, wie mein Herz schmerzte.

Eine große Trauergemeinde drängte sich in der Sankt Leonhard Kirche – das gesamte Dorf war anwesend. Lauter



schwarze Krähen, die krächzend darauf hofften, dass man ihnen noch mehr süßes Futter vor die erwartungsvoll zuckenden Köpfe und die scharrenden Krallen warf. Ein jeder fragte sich, was geschehen war.

Ich saß in der zweiten Bank, die Dede zur Linken, Onkel und Tante zur Rechten. Die Dede hielt den gesamten Gottesdienst über meine Hand umklammert. Großtante Hannah schluchzte ununterbrochen ins Taschentuch. Ich bin mir nicht sicher, ob sie nur um Mathis und um die Tochter weinte, die im Spital um ihr Leben kämpfte. Oder vielmehr darum, weil jeder auf die unübersehbare Wölbung unter den aufspringenden Falten meines schwarzen Kleides sah und glaubte, dass Mathis wohl der Verursacher gewesen war.

Schande! Erneut hatte ich Schande über meine Familie gebracht ... Das Wispern der Krähen endete erst, als der Herr Pfarrer die Kirche betrat.

Vor uns saßen die Drexlers, der Anderl und seine Frau Purgl, Mathis' verhasste Zieheltern. Neben ihnen seine Geschwister – Maria, meine liebe Freundin aus Kindertagen, der jüngere Bruder Loisl und die Elsbeth. Maria weinte und ihre Tränen hätten wohl mein Herz zerrissen,

wenn da noch mehr als ein steinerner Klumpen gewesen wäre. Der Loisl saß dicht an sie gedrängt, einen Arm um ihre zuckenden Schultern gelegt. Die Elsbeth war jetzt zwölf und schwammig dick geworden. Die runden wasserblauen Augen unter dem struppig braunen Schopf huschten fragend umher. Sie verstand wohl nicht, warum alle so traurig waren. Als wir uns setzten, drehte sie sich zu mir herum, kletterte auf die Bank und strahlte mich an. Sie streckte mir die Hand her und lachte breit; der sabbernde Mund formte ein stotterndes »A-A-Anneli!« Es drang ungehörig laut durch das Getuschel. Die Drexlerin stieß Elsbeth hart den Ellbogen in die Seite und zog sie am Ohr. Folgsam ließ sie sich auf die Bank zurückrutschen, nicht ohne mir einen erstaunlich wissenden und verschwörerischen Blick zuzuworfen.

Die Worte des Pfarrers rauschten ungehört an mir vorüber. Während sie alle um mich herum greinten, saß ich still da und ließ meine Gedanken wandern. Ich dachte nicht an Mathis, nein, das verbot ich mir. Es wäre zu schmerzhaft gewesen. Wir beide hatten etwas Einzigartiges geteilt, das nun verloren war. Die Arme um meinen runden Bauch

gelegt, holte ich die Erinnerungen an den herrlich sorglosen Winter herauf, den ich vor Jahren im Tal verlebt hatte. Ich sah mich andächtig da vorne neben dem Altar stehen, als wir Kommunionkinder die Krippe dort aufgebaut hatten, spürte fast den samtene Mantel des Mohrenkönigs unter meinen streichelnden Fingern. Ich träumte mich zu dem wunderbaren Christfest zurück und wie wir nach der Mitternachtsmesse durch die sacht herabschwebenden Schneeflocken heimwärts gewandert waren. Mutter und Dede hielten mich an der Hand, ich hüpfte zwischen ihnen und fing die kalten Schneekristalle mit der Zunge auf. Kostete dem zartschmelzenden Himmelsgruß nach und war so glücklich.

War das wirklich gerade fünf Winter her? Eine Ewigkeit lag dazwischen – ein anderes Leben.

Ich kam erst zu mir, als alle aufstanden und die Tante mir einen Stups gab. Wir reihten uns nach den Männern ein, die den schlichten Holzsarg auf den Schultern trugen; hinter dem Pfarrer, den Drexlers und Mathis' Geschwistern. Wir Hohleitners waren seine Lohngeber gewesen und man ließ uns den Vortritt. Der Trauerzug, der sich gemessen aus der

Kirche bewegte, kam kurz ins Stocken, als Elsbeth stehen blieb und ihre feuchtklebrige Hand vertraulich in meine schob.

Die Drexlerin blitzte sie böse an und wollte sie schon zu sich herziehen, doch Dede schob sich dazwischen und zischte drohend: »Lass gut sein, Purgl. Wenigstens heute!«

Wir beide bildeten ein seltsames Paar. Ich mit meinem dicken Bauch und den zu großen Schuhen; die Elsbeth mit ihrem unförmigen Körper, strähnigem Haarschopf und dem unbeholfen schlurfenden Schritt, die Beine beim Gehen breit nach außen gedreht. Sie ließ meine Hand nicht los und gemeinsam humpelten wir über den Friedhof, bis hin zu dem schwarzen Loch.

Man hatte neben der Grabstatt von Kathrin und Jakob Suter, Mathis leiblichen Eltern, eine Grube ausgehoben. Der Tag, an dem sie vor aller Augen von Nazi-Soldaten erschossen worden waren, stieg in mir auf und ich fasste Elsbeths Hand fester. Hohe Erdwälle türmten sich an den Seiten der Grabstätte, eine einsame Schaufel steckte darin. Der schräg stehende Stiel erinnerte mich an das entsetzliche Bild, als ich den Mathis im Stall gefunden hatte. Die Forke



in seiner Brust war im selben Winkel gestanden. Ich musste ein Ächzen unterdrücken und riss die Hand aus Elsbeths klammerndem Griff, stopfte sie mir in den Mund, um nicht laut aufzuschreien. Mit unsäglicher Wucht traf mich der Verlust aufs Neue.

Barbara saß im Spital an Mariés Bett, streichelte deren kalte Finger und hoffte auf ein Lebenszeichen. Den Kopf gesenkt, betete sie lautlos. Maria, voll der Gnade, erbarme dich unser.

Die Ärzte hatten Marie am Kopf operiert und das Blutgerinnsel entfernt. Noch lag sie in tiefer Bewusstlosigkeit, ein milchfarbener Tubus, mit weißen Pflastern an ihrem Kinn festgeklebt, versorgte sie mit Sauerstoff. Eine Hirnsonde lag an der kahlrasierten Stelle, inmitten der etwa zehn Zentimeter langen, bogenförmigen Naht. Aus dem durchsichtigen Beutel über ihrem Krankenbett tropfte in stetem Rhythmus ein blutverdünnendes Medikament. Barbara beobachtete die kleine Luftblase, die bei jedem Tropfen aufzuckte. Eine zweite Kanüle lag in Mariés Armbeuge und ein langer Plastikschlauch führte zu dem Infusionsständer neben dem Bett, an dem noch ein zweiter und dritter Beutel hingen.

Eine Ordensschwester betrat das Zimmer und zog mit entschuldigendem Blick den grauen Vorhang um Mariés Bett zu. Ein weiteres Bett wurde hereingeschoben und die Schwestern unterhielten sich im Flüsterton; nur das leise Rascheln gestärkter Kleider und gedämpfte Anweisungen waren zu hören. Barbara fühlte sich, als säße sie in einem Kokon; losgelöst von der übrigen Welt, eingehüllt in dämmriges Grau.

Mariés bleiches Gesicht hob sich kaum von der weißen Krankenhauswäsche ab, ihr Haar eine dunkle Masse, die an der Bettkante entlang floss. Man hatte es zu einem losen Wust zusammengewunden und achtlos an die Seite geschoben. Am Haaransatz, über ihrem rechten Auge, war ein ovales Rund ausrasiert. An seinen Rändern standen kurze Stoppeln.

Du würdest es hassen, dich so zu sehen, dachte Barbara traurig und strich zart über die braunen Wellen. Marie war sehr stolz auf ihre hüftlangen Haare und pflegte die dunkle Pracht sorgfältig. Barbara lächelte in sich hinein; ihre Ziehschwester war sparsam, ja fast geizig und gab kaum Geld für Kleidung oder persönliche Dinge aus. Doch für die teuren

Haarseifen und Spülungen in den hübschen Glasflaschen legte sie, ohne zu zucken, das Geld auf den Tisch.

»Es wächst nach, liebste Schwester«, flüsterte sie Marie ins Ohr und drückte behutsam ihre Hand. »Werde gesund. Wir brauchen dich daheim.«

Sie schluckte noch an dem dicken Kloß in ihrem Hals, als die Tür aufklappte und der Vorhang rasselnd zurückgezogen wurde. Blinzeln saß sie im hellen Licht. Drei Ärzte in langen, bis zum Hals zugeknöpften Kitteln traten ans Fußteil von Mariens Bett. Zwei waren gewiss weit über sechzig Jahre alt. Der dritte, ein schlanker, dunkelhaariger Mann mit braunen Augen, war etwa in ihrem Alter. Attraktives Grau zeigte sich an seinen Koteletten und dem gepflegten Bart. Sie schätzte ihn knapp über vierzig. Barbara stand auf und trat einen Schritt zurück.

Eine mollige Schwester im Schlepptau der Ärzte schob einen klapprigen Wagen ins Zimmer. Sie übergab einem den dünnen Ordner, in den er sich vertiefte. Der Arzt war klein und übergewichtig, trug eine Goldrandbrille und seine runde Glatze spiegelte das Licht der Deckenlampe wider. Der zweite, gebeugt gehend, mit schütterten Haaren und einer

scharf vorspringenden Nase trat zu Marie, ohne Barbara zu beachten, und zog ihr ein Augenlid nach oben, leuchtete hinein. Dann kontrollierte er die Wunde und drückte ein wenig an den Infusionsschläuchen herum.

Der Kahle hob den Blick von der Akte und schaute ihn fragend an.

Der Hagere strich sich mit der Hand die spärlichen Haare glatt, die seitlich gescheitelt über der rosig durchschimmernden Kopfhaut lagen. Überheblich ratterte er herunter: »Hirneurysma in der Schädelbasis, weiblich, dreiundvierzig Jahre, Herr Professor. Vorgestern Nachmittag operativ entfernt von dem jungen Kollegen hier«, er deutete auf den Arzt, der in einigem Abstand wartete. »Edelstahlklammer am Aneurysmahals, dort verbleibend, keine Nachblutungen. Der Schlaganfall ist momentan komatös.«

Der Kahle nickte. »Erfolgschance?«, fragte er knapp.

Sein Gegenüber zuckte die Achseln und zog mit einem Schmatzen die dünne Oberlippe zwischen die Zähne. Der lange Hals streckte sich und sein Gurgelknopf ruckte hektisch auf und nieder. Barbara fand, er sah wie eine übel-launige Eidechse aus.

»Wenig, wie üblich bei dieser Art Aneurysma. Morgen setzen wir das Narkosemittel ab und entfernen den Tubus. Entweder der Schlaganfall überlebt es oder nicht. Man muss abwarten.«

Geschockt sah Barbara von einem zum anderen.

Der bärtige Arzt trat näher und mischte sich ein. »Herr Professor, werter Kollege, wenn Sie erlauben, ich sehe das etwas anders. Frau Wojtek hat durchaus ...«

Die Echse schnitt ihm das Wort ab und winkte dem Professor, ihm zu folgen. »Nebenan liegt noch ein Schlaganfall. Habe ich selbst operiert. Kommen Sie bitte, Herr Professor.«

Barbara platzte fast – ihr Blick kreuzte sich mit dem des Arztes, dessen Augen verärgert funkelten. Seine Kiefermuskeln verkanteten sich hart, um ja keine Bemerkung herauszulassen.

Aus einem Impuls heraus trat sie dem Hageren und dem Professor in den Weg. »Wenn ich die Herren draußen kurz sprechen dürfte?«

Beide blickten sie erstaunt an.

»Sie sind?«, fragte die Echse hochnäsig und sein

Kehlkopf ruckte.

Wäre sie nicht so wütend gewesen, dann hätte sie aufgelacht. »Draußen bitte«, wiederholte sie, ebenso bestimmt wie leise und straffte den Rücken. »Ich denke, Ihre Patienten brauchen Ruhe!« Sie schob sich an der Schwester mit dem Medikamentenwagen vorbei und zwang sich, betont gelassen hinauszugehen.

Die Männer folgten ihr auf den Gang. Barbara zog der Schwester, die neugierig schaute, die Tür vor der Nase zu. Sie überragte den rundlichen Professor um Haupteslänge, darum wandte sie sich ihm zu; übersah die Echse ebenso geflissentlich, wie die sie gerade eben ignoriert hatte.

»Barbara Sittler«, machte sie sich bekannt. »Ich bin geprüfte Krankenschwester und Hebamme, also nicht ganz unwissend. Marie Wojtek ist meine Base beziehungsweise meine Ziehschwester. Wir stehen uns sehr nahe. Ich kam nicht umhin, Ihr Gespräch mitzuhören.« Ihr Ton verschärfte sich. »Und ich wäre Ihnen äußerst dankbar, wenn Sie in ihrem Beisein nicht von dem Aneurysma oder dem Schlaganfall sprechen würden, sondern Maries Namen verwenden!«

Der Professor hob die Brauen und sah sie über die spiegelnde Brille hinweg an. Ein überraschter Ausdruck huschte über sein feistes Gesicht.

Der Hagere drängte sich vor und fauchte. »Was erlauben Sie sich!«

Barbara wich keinen Millimeter. Böse funkelte sie zurück.

»Sie mögen ein guter Operateur sein, doch Ihr Umgang mit den Patienten ist eine Schande für Ihren Berufsstand. Wie können Sie nur sagen, dass sie es womöglich nicht schaffen wird! Sie ist ein lebendiger Mensch, solange sie atmet, und sie wird geliebt! Kein lästiges Ding, das man vorab für tot erklärt. Und das direkt vor ihrem Bett!« Sie musste an sich halten, um ihn nicht zurückzustoßen; er stand viel zu nah vor ihr. Barbara kreuzte die Arme vor der Brust, bezwang ihren Zorn und schob kämpferisch das Kinn vor. »Komatöse Patienten können sehr wohl wahrnehmen, was und wie man über sie spricht. Glauben Sie etwa, dass Ihre Meinung, sie hätte keine Perspektive, zu ihrer Heilung beiträgt? Das ist nicht nur herzlos, sondern äußerst unprofessionell!«

Der Echsenkopf schnappte nach Luft. Unbeirrt fuhr Barbara fort. »Ich hätte übrigens sehr gerne die Ansicht Ihres Kollegen gehört, dem Sie vorhin das Wort abgeschnitten haben. Er scheint eine andere Meinung zum Zustand meiner Schwester zu haben. Doch das will Sie beide wohl überhaupt nicht zu interessieren, warum auch immer!«

Der dickliche Professor schien endlich seine Sprache wiedergefunden zu haben. »Äh, Frau Sittler, liebe gnädige Frau, Sie haben da etwas, äh, völlig falsch verstanden«, stotterte er.

Sie sah auf ihn herab und ihre grünen Augen blitzten gefährlich. Barbara wusste, dass sie sich gerade in Rage redete, doch sie konnte, sie wollte sich nicht zurückhalten. »Verschon Sie mich bitte mit Entschuldigungen, Herr Professor. Sicher haben Sie längst bemerkt, dass meine Schwester keine Krankenversicherung hat. Wir zahlen privat, nur damit das klar ist! Vielleicht erhöht das ja ihre Erfolgchancen, wie Sie es so treffend ausgedrückt haben«, wies sie ihn zurecht und genoss fast den unsicheren Blick, den die Doktoren sich zuwarfen.

Barbara hatte nicht die Absicht, die beiden so einfach

davonkommen zu lassen und setzte hinterher: »Ich erwarte, dass Sie ihr den nötigen Respekt zukommen lassen! Ansonsten scheuen wir uns nicht, sie in ein anderes Spital zu verlegen.« Sie konnte der Echse ansehen, wie sie daran würgte. Es war ihr gleich.

Barbara drehte sich zu dem bärtigen Arzt um, der hinter ihr stand und den Disput aufmerksam verfolgte. »Und jetzt würde ich gerne Ihre geschätzte Meinung dazu hören, Herr Doktor«, sagte sie leichthin und nickte in Richtung des Ausgangs. »Bitte begleiten Sie mich ein Stück!«

Sie ließ die beiden Ärzte stehen und ging mit rauschenden Röcken und hoch erhobenem Kopf hinaus, ohne noch einmal zurückzusehen. Am Ende der Station stieß sie heftig die Flügeltüren auf und durchquerte den kahlen Vorraum. Neben dem Treppenabgang standen drei einsame, orange-rote Plastikstühle. Mit einem kleinen Keuchen ließ sich Barbara auf einen fallen und legte aufatmend den Kopf an die Wand.

Der dunkelhaarige Mann schaffte es gerade noch hindurch, bevor die Türen zuklappten. Er blieb einen Augenblick stehen und betrachtete die Frau mit den kupfern

leuchtenden, kurzen Locken. Dann setzte er sich neben sie, knöpfte seinen Arztkittel auf und lockerte den Krawattenknoten. Barbara musterte ihn mit schrägem Blick.

Er bemerkte, dass sie grüne Augen hatte. Smaragdgrün, dachte er, das passt zu ihren roten Haaren und ihrem Temperament. Wie sie den beiden alten überheblichen Koryphäen die Stirn geboten hat, verdient Respekt.

Barbara hob entschuldigend die Hand. »Bitte verzeihen Sie meinen Ausbruch. Ich konnte das einfach nicht mehr mit anhören.«

Ein jungenhaftes Grinsen flog über sein Gesicht. »Das war sehr mutig von Ihnen und durchaus gerechtfertigt.« Belustigt lachte er auf. »Ich glaube nicht, dass sich schon einmal jemand getraut hat, das so deutlich auszusprechen. Ihre Schwester kann sich glücklich schätzen. Ich wünschte, es gäbe mehr Menschen wie Sie.«

»Ich bin manchmal etwas ... na ja, impulsiv. Bitte verzeihen Sie. Ich hoffe, Sie bekommen deshalb keine Schwierigkeiten.«

Er winkte ab und lachte erneut. »Keine Sorge, Frau Sittler, nicht mehr, als ich ohnehin schon habe.«

Barbara rutschte auf die Stuhlkante und sah ihn ängstlich an. »Was ist nun mit meiner Schwester? Wird sie überleben?«

Er kratzte sich den Bart. »Es gibt immer Hoffnung, so lange noch ein Funken Leben da ist«, gab er leise zurück. »Ihre Schwester hat die schwere Operation überstanden und ist momentan stabil; wenn es keine Komplikationen gibt und kein weiterer Schlaganfall hinzukommt, hat sie gute Aussichten.«

Erleichtert ließ Barbara die Schultern sinken. Tränen schossen ihr in die Augen und sie zwinkerte sie ungeduldig weg.

Achtsam legte er ihr eine Hand auf den Arm. »Ich mag Ihnen nichts versprechen, Frau Sittler. Womöglich behält sie Einschränkungen zurück. Wie groß die sind, wissen wir erst, wenn sie aufwacht.«

»Das ist mir bewusst. Ich danke Ihnen für die ehrlichen Worte.« Sie erhob sich und sah ihn an. »Wie heißen Sie?«

Er stand ebenfalls auf und neigte den Kopf. »Kilian«, erwiderte er, »Kilian Hallner.«

Sie stutzte. »Hallner? So hießen einmal Vorbesitzer

meines Hofes. Aber vermutlich gibt es den Namen häufig. Nun ja ... ich danke Ihnen, Doktor Hallner. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Achten Sie gut auf Marie. Bitte.«

Sie öffnete ihre Handtasche und suchte darin herum. Dann fand sie das kleine ledergebundene Notizbuch und riss eine leere Seite heraus. »Haben Sie etwas zu schreiben?«, fragte sie, und er reichte ihr einen Bleistift. Hastig kritzelte sie die Telefonnummer von Clemens Oberndörfer und ihren Namen auf das gelbe Papier und gab es ihm.

»Im Wirtshaus gibt es ein Telefon und über diese Nummer können Sie mich erreichen. Man wird mir Bescheid sagen, wenn Sie anrufen. Ich muss jetzt los, der letzte Zug fährt bald. Ich habe das Haus voller Feriengäste und meine Nichte ist ...«, sie hielt kurz inne, ehe sie sagte: »Maries Tochter ist hochschwanger und wir haben einen Trauerfall in der Familie. Es gibt also auch noch eine Beerdigung zu überstehen. Wir sind alle sehr mitgenommen.«

Er faltete das Blatt zusammen und steckte es sorgfältig in die Brusttasche seines Kittels. Sie streckte ihm ihre kleine Hand hin und er ergriff sie, drückte sie fest. Seine braunen Augen waren voller Bedauern.

»Mein Beileid. Bitte sorgen Sie sich nicht. Ich werde gut auf Ihre Schwester achten.«

»Ich weiß«, antwortete sie und wandte sich zur Tür.



Mein Mathis wurde an einem sonnigen Freitagnachmittag zu Grabe getragen – eine knappe Woche nach den unseligen Ereignissen.

Die Dede beschwor mich, im Haindlhof zu bleiben. Doch das kam nicht in Frage; dieses letzte Geleit war ich ihm schuldig. Es trieb mich, zu Mathis' Beerdigung zu gehen; auf irgendeine Weise musste ich doch von ihm Abschied nehmen! Die Verbände waren abgenommen und so zwängte ich meine geschwollenen, verschorften Füße in Barbaras Schuhe. Es tat weh – doch längst nicht so sehr, wie mein Herz schmerzte.

Eine große Trauergemeinde drängte sich in der Sankt Leonhard Kirche – das gesamte Dorf war anwesend. Lauter schwarze Krähen, die krächzend darauf hofften, dass man ihnen noch mehr süßes Futter vor die erwartungsvoll

zuckenden Köpfe und die scharrenden Krallen warf. Ein jeder fragte sich, was geschehen war.

Ich saß in der zweiten Bank, die Dede zur Linken, Onkel und Tante zur Rechten. Die Dede hielt den gesamten Gottesdienst über meine Hand umklammert. Großtante Hannah schluchzte ununterbrochen ins Taschentuch. Ich bin mir nicht sicher, ob sie nur um Mathis und um die Tochter weinte, die im Spital um ihr Leben kämpfte. Oder vielmehr darum, weil jeder auf die unübersehbare Wölbung unter den aufspringenden Falten meines schwarzen Kleides sah und glaubte, dass Mathis wohl der Verursacher gewesen war.

Schande! Erneut hatte ich Schande über meine Familie gebracht ... Das Wispern der Krähen endete erst, als der Herr Pfarrer die Kirche betrat.

Vor uns saßen die Drexlers, der Anderl und seine Frau Purgl, Mathis' verhasste Zieheltern. Neben ihnen seine Geschwister – Maria, meine liebe Freundin aus Kindertagen, der jüngere Bruder Loisl und die Elsbeth. Maria weinte und ihre Tränen hätten wohl mein Herz zerrissen, wenn da noch mehr als ein steinerner Klumpen gewesen wäre. Der Loisl saß dicht an sie gedrängt, einen Arm um

ihre zuckenden Schultern gelegt. Die Elsbeth war jetzt zwölf und schwammig dick geworden. Die runden wasserblauen Augen unter dem struppig braunen Schopf huschten fragend umher. Sie verstand wohl nicht, warum alle so traurig waren. Als wir uns setzten, drehte sie sich zu mir herum, kletterte auf die Bank und strahlte mich an. Sie streckte mir die Hand her und lachte breit; der sabbernde Mund formte ein stotterndes »A-A-Anneli!« Es drang ungehörig laut durch das Getuschel. Die Drexlerin stieß Elsbeth hart den Ellbogen in die Seite und zog sie am Ohr. Folgsam ließ sie sich auf die Bank zurückrutschen, nicht ohne mir einen erstaunlich wissenden und verschwörerischen Blick zuzuwenden.

Die Worte des Pfarrers rauschten ungehört an mir vorüber. Während sie alle um mich herum greinten, saß ich still da und ließ meine Gedanken wandern. Ich dachte nicht an Mathis, nein, das verbot ich mir. Es wäre zu schmerzhaft gewesen. Wir beide hatten etwas Einzigartiges geteilt, das nun verloren war. Die Arme um meinen runden Bauch gelegt, holte ich die Erinnerungen an den herrlich sorglosen Winter herauf, den ich vor Jahren im Tal verlebt hatte. Ich

sah mich andächtig da vorne neben dem Altar stehen, als wir Kommunionkinder die Krippe dort aufgebaut hatten, spürte fast den samtene Mantel des Mohrenkönigs unter meinen streichelnden Fingern. Ich träumte mich zu dem wundervollen Christfest zurück und wie wir nach der Mitternachtsmesse durch die sacht herabschwebenden Schneeflocken heimwärts gewandert waren. Mutter und Dede hielten mich an der Hand, ich hüpfte zwischen ihnen und fing die kalten Schneekristalle mit der Zunge auf. Kostete dem zartschmelzenden Himmelsgruß nach und war so glücklich.

War das wirklich gerade fünf Winter her? Eine Ewigkeit lag dazwischen – ein anderes Leben.

Ich kam erst zu mir, als alle aufstanden und die Tante mir einen Stups gab. Wir reihten uns nach den Männern ein, die den schlichten Holzsarg auf den Schultern trugen; hinter dem Pfarrer, den Drexlers und Mathis' Geschwistern. Wir Hohleitners waren seine Lohngeber gewesen und man ließ uns den Vortritt. Der Trauerzug, der sich gemessen aus der Kirche bewegte, kam kurz ins Stocken, als Elsbeth stehen blieb und ihre feuchtklebrige Hand vertraulich in meine schob.



Die Drexlerin blitzte sie böse an und wollte sie schon zu sich herziehen, doch Dede schob sich dazwischen und zischte drohend: »Lass gut sein, Purgl. Wenigstens heute!«

Wir beide bildeten ein seltsames Paar. Ich mit meinem dicken Bauch und den zu großen Schuhen; die Elsbeth mit ihrem unförmigen Körper, strähnigem Haarschopf und dem unbeholfen schlurfenden Schritt, die Beine beim Gehen breit nach außen gedreht. Sie ließ meine Hand nicht los und gemeinsam humpelten wir über den Friedhof, bis hin zu dem schwarzen Loch.

Man hatte neben der Grabstatt von Kathrin und Jakob Suter, Mathis leiblichen Eltern, eine Grube ausgehoben. Der Tag, an dem sie vor aller Augen von Nazi-Soldaten erschossen worden waren, stieg in mir auf und ich fasste Elsbeths Hand fester. Hohe Erdwälle türmten sich an den Seiten der Grabstätte, eine einsame Schaufel steckte darin. Der schräg stehende Stiel erinnerte mich an das entsetzliche Bild, als ich den Mathis im Stall gefunden hatte. Die Gabel in seiner Brust war im selben Winkel gestanden. Ich musste ein Ächzen unterdrücken und riss die Hand aus Elsbeths klammerndem Griff, stopfte sie mir in den Mund, um nicht

laut aufzuschreien. Mit unsäglicher Wucht traf mich der Verlust aufs Neue.

Ein Arm legte sich stützend um meine runde Taille. Dede stand plötzlich hinter mir und dankbar lehnte ich mich an ihre füllige Wärme. Gemeinsam mussten wir zusehen, wie die Männer seinen Sarg an langen Seilen in die Grube herabließen. Mit einem dumpfen Rumm stieß er unten auf. Dann zogen sie die Taue hoch und ließen sie neben dem Erdwall zu Boden fallen, nahmen ihre steifen Hüte ab und senkten die Köpfe. Die Drexlers traten an Mathis' Grab. Anderl zog die Schaufel aus dem Haufen und schippte lehmige Erde hinein.

Das war der schlimmste Moment überhaupt; die schwarzen Klumpen polterten auf den hölzernen Deckel und es kostete mich alle Kraft, nicht auf die Knie zu fallen. In meinen Ohren rauschte es. Ich stellte mir vor, wie es da unten für den Mathis wohl sein mochte. Er hatte das Leben so geliebt; die Sonne, die Berge und unsere schöne Alm. Nun wurde er von schwarzer Erde zugeschüttet.

Die Leute traten nacheinander vor, bekreuzigten sich und warfen Blumen hinein. Mit sanftem Rascheln fielen die Blüten auf braunes Holz und bedeckten es gnädig. Als ich an

das Grab trat, die Elsbeth an meiner Seite und deren Faust in meinen Rock gekrampft, hatte ich nichts, was ich ihm mitgeben konnte. Ich stand mit leeren Händen da.

Elsbeth zog etwas aus ihrer Kitteltasche und warf es hinein. Das Ding beschrieb einen weiten Bogen, traf die Wand aus Lehm und prallte davon ab. Landete mit einem hallenden Knall auf dem schmal zulaufenden Fußende des Sargs. Zwischen den Wiesenblumen lag eine kleine geschnitzte Figur, eine Kuh aus hellem Zirbenholz.

Der steinharte Klumpen in meiner Brust quoll mir dick und überbreit die Kehle hinauf. Tonlos schrie ich nach Mathis.

Elsbeth hatte meinen Rock nur einen Moment losgelassen, nun spürte ich, wie ihre Hand wieder danach griff und sich in den schwarzen Stoff krallte. Ihr Gewicht an mir, bückte ich mich, zog sie fast mit zu Boden und grub die Finger in den braunen Lehm. Erdkrümel fielen auf die bunten Blüten. Stumm standen wir da. Elsbeths weicher Körper drückte sich eng an mich. Irgendwer drängte uns weg – nach einer unsäglich langen Minute.

Die Dede führte mich zu der kleinen Bank an der Friedhofsmauer. Sie ließ zu, dass die Purgl Elsbeths Finger

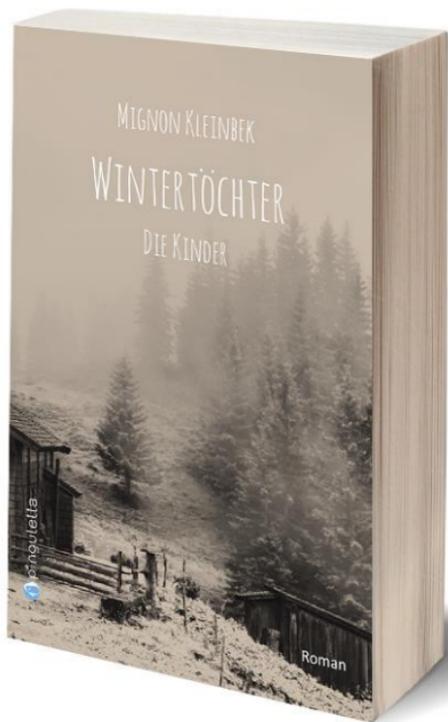
aus meinem Rock löste und sie nach vorne zerrte. Wie betäubt setzte ich mich. Sah zu, wie sie alle in einer langen Reihe an den Drexlers vorbei defilierten und ihnen Beileid wünschten. Ich gehörte nicht zur Familie, war nur das schwangere Überbleibsel einer unerwünschten Verbindung. Ich hatte keinen Platz bei ihnen, der mir zustehen würde. Obwohl sich mein Mathis bei uns mehr zu Hause gefühlt hatte als auf seinem eigenen Hof.

Die beiden Drexlers standen mit unbewegtem Gesicht neben den Suterkindern und nahmen stoisch die Kondolenzbezeugungen entgegen. Fast als Letzter kam Roman ans Grab. Er blieb kurz stehen und senkte den Kopf, dann wandte er sich ab und trat beiseite. Er schaute nicht zu uns herüber, doch ich spürte, wie sich Dedes Körper neben mir anspannte.

Wir blieben, bis alle gegangen waren und standen erst auf, als Mathis' Grab zugeschaufelt war und der Hilfinger das schlichte Holzkreuz in den Erdhügel haute. Jeder Schlag drang mir durch Mark und Bein. Ich hätte gerne geweint. Da waren keine Tränen mehr.



Wenn Sie weiterlesen wollen ...



Band 2 der Trilogie: Die Forstau-Saga geht weiter. Eine Familie, zwei Höfe, drei Frauen. Liebe, Verlust und – unendlich viel Schweigen. Die Ehe der melancholischen Marie mit Roman Wojtek ist längst gescheitert. Hilflos muss Barbara Sittler zusehen, wie ihre Nichte Anna zusehends in seinen Bannkreis gerät. Dann tritt Roman Wojtek auch ihr zu nahe und Barbara fasst einen entsetzlichen Entschluss. Die geheimnisvolle Gabe, das Erbe der Frauen ihrer Familie, erscheint als einziger Ausweg – doch sie hat ihren Preis ...

Wintertöchter. Die Kinder

Mignon Kleinbek

Roman

Taschenbuch. 342 Seiten ISBN 978-3981767896

eBook ISBN 978-394806300

Die Wintertöchter Trilogie.

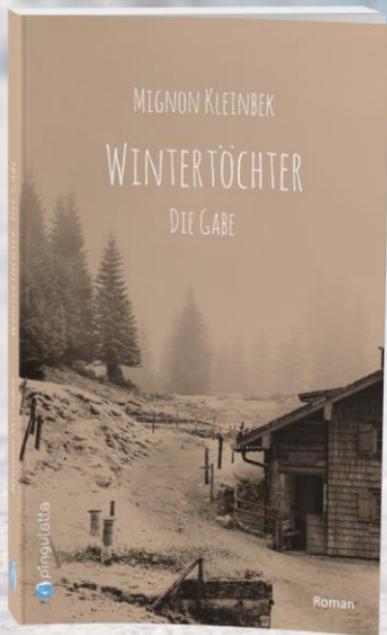
- 1 WINTERTÖCHTER. DIE GABE
- 2 WINTERTÖCHTER. DIE KINDER
- 3 WINTERTÖCHTER. DIE FRAUEN

SCHÖN.

Ein wundervoller Roman.

**Wintertöchter.
Die Gabe**

ISBN: 978-3-9817678-5-8 Preis: 13,90 €



Band 1 der Forstau-Saga: Die Forstau – ein kleines, verborgenes Bergdorf am Fuße der österreichischen Tauern. Drei Frauen – Barbara, die selbstbewusste Hebamme. Ihre schwermütige Ziehschwester Marie und Anna, das Kind mit der besonderen Gabe, die sowohl Geschenk als auch Fluch bedeutet.

Sie stellen sich dem harten Leben in den Bergen sowie gegen altergebrachte Traditionen in einer männerdominierten Welt. Als Roman in Maries Leben tritt, scheint sich alles zum Guten zu wenden. Doch die Verbindung bringt weder Marie noch ihrer Tochter Glück ...

Wintertöchter. Die Gabe

Mignon Kleinbek

Roman

Taschenbuch. 355 Seiten ISBN 978-3981767858

eBook ISBN 978-3981767865

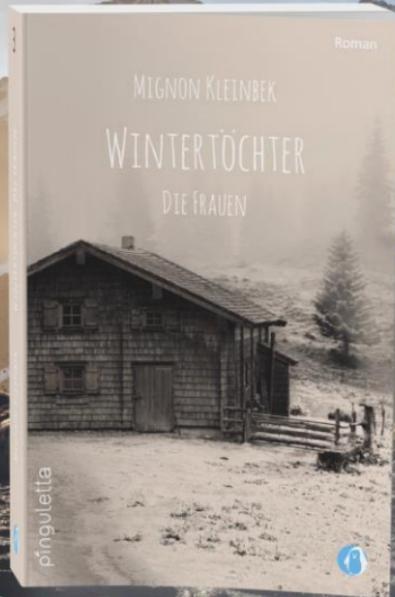
Hörbuch 978-3-948063139

FINALE.

Bewegender Abschluss.

**Wintertöchter.
Die Frauen**

ISBN: 978-3-948063-05-4 Preis: 17,90 €



Zwei rätselhafte Tagebücher. Eine Niederschrift voll Leidenschaft, unendlichen Leids und einer Tat, die Leben zerstörte. Das Päckchen ohne Absender stürzt Helena und Christina in tiefe Verwirrung; wer ist die geheimnisvolle Anna und was hat es mit dem silbernen Medaillon auf sich? Die ungleichen Schwestern tauchen ein in die mysteriöse Geschichte ihrer Herkunft. Und nichts mehr in ihrem Leben bleibt, wie es war

Wintertöchter. Die Frauen ist das fulminante Finale der Wintertöchter-Trilogie. Eine Erzählung über starke Frauen, die ihr Vermächtnis über Generationen erhalten und weitergeben.

Wintertöchter. Die Frauen

Mignon Kleinbek

Roman

Taschenbuch. 480 Seiten ISBN 978-3948063054

eBook ISBN 978-3948063061



Mehr Lesestoff
von





GEHEIM.

Mysteriös schön



Das geheime Kapitel

ISBN: 978-3-948063-030 Preis: 12,90 €

Manche Bücher bleiben besser ungeöffnet ...

Nur aus Neugierde experimentiert die unglücklich verheiratete Anna mit den magischen Rezepten aus dem Buch vom Dachboden. Die Zauber scheinen zu wirken und sie schafft sich ein Problem nach dem anderen vom Hals. Lediglich die Geliebte ihres Mannes wird sie nicht los. Einer der Hofbewohner liegt plötzlich tot im Bett. Anna wird panisch: Hat sie ihren Schwager versehentlich vergiftet?

Ein Mann, zwei Frauen, zwei Perspektiven, ein Zauberbuch, ein Hof in der Fränkischen Schweiz und ein Mord sind die Zutaten, aus denen Mara Winter einen tödlichen Cocktail voller Überraschungen mixt.

Das geheime Kapitel

Mara Winter

Roman

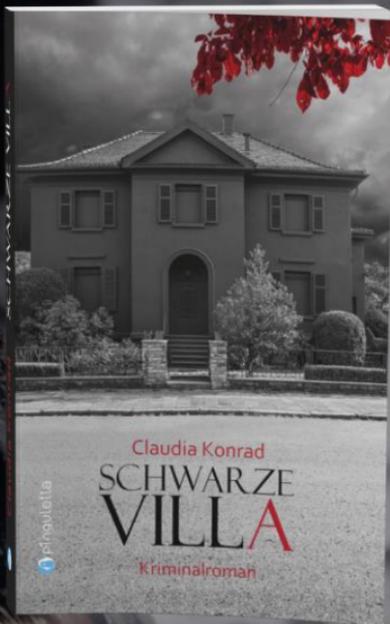
Taschenbuch. 223 Seiten ISBN 978-3948063030

eBook ISBN 978-3948063047



DÜSTER.

Tödliche Immobilie.



Schwarze Villa

ISBN: 978-3-948063-01-6 Preis: 12,90 €

Schwarz. Komplette schwarz: Wände, Treppe, Türen, Fenster, Dach: Die schwarze Villa – umstrittenes Kunstobjekt im Pforzheimer Nobelviertel, der Rodplatte. Doch nicht nur das Äußere der Jugendstilvilla ist schwarz, auch ihre Geschichte ist mehr als düster. Kai Sander, Immobilienmakler und Aktionskünstler, bekommt das ganz hautnah zu spüren. Und einmal aufgeschreckt, finden die Geister der Vergangenheit keine Ruhe mehr. Und ziehen alle, die mit dem Haus in Berührung kommen, tief und tiefer hinein in den Strudel der schaurigen Ereignisse....

SCHWARZE VILLA

Claudia Konrad

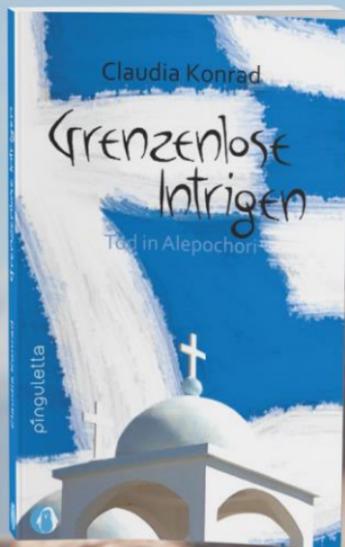
Kriminalroman

Taschenbuch. 240 Seiten ISBN 978-3948063016

eBook ISBN 978-3948063023

KRIMI.

Mord in Hellas.



Grenzenlose Intrigen

ISBN: 978-3-9480630-7-8 Preis: 11,90 €

Verbrannter Wald – schaurig, grausig. Übler Verwesungsgeruch. Es sollte ein entspannter Griechenlandurlaub werden, den sich der Pforzheimer Sonderermittler Wellendorf-Renz, genannt Welle, gönnen wollte. Aber die feine Nase seines Vierbeiners veränderte alles. Welles guter Ruf eilt ihm voraus. Man bittet ihn, den Athener Kommissar bei der Mordaufklärung zu unterstützen. Gemeinsam stoßen sie auf Angst, Korruption und skrupellose Intrigen bis in die höchsten Instanzen von Staat und Kirche. Und trotz ihrer länderübergreifenden Ermittlungen können sie weitere eiskalte Morde nicht verhindern.

Grenzenlose Intrigen

Tod in Alepochori

Claudia Konrad

Kriminalroman

Taschenbuch. 195 Seiten. ISBN 978-3948063078
eBook ISBN 978-3948063085



PRIVAT.

Ein langer Weg.



Als ich aus der Zeit fiel

ISBN: 978-3-948063-11-5 Preis: 13,90 €

Zehn Jahre Albtraum. Zehn Jahre voller Ängste. Eine Krankheit, bei der das ganze Leben aus den Fugen gerät. Die Diagnose Schizophrenie verbreitet gemeinhin Schrecken, und das nicht ohne Grund. Jens Jüttner berichtet aus eigener langer Erfahrung über seine paranoide Schizophrenie. Offen erzählt er über seinen langen Weg mit vielen Tiefen, und wie er es am Ende geschafft hat, aus der Krankheit herauszufinden. Das Buch klärt auf, wirbt um Verständnis und will anderen Betroffenen und deren Umfeld eine Hilfestellung sein und Mut machen - informativ, emotional, spannend, authentisch geschrieben.

Als ich aus der Zeit fiel

**Mein Weg durch die
paranoide Schizophrenie**

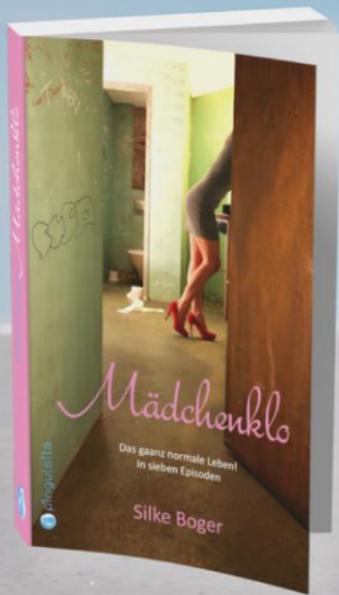
Jens Jüttner

Taschenbuch. 138 Seiten. ISBN 978-3948063115
eBook ISBN 978-3948063122



WITZIG.

7 lustige Episoden.



Mädchenklo

ISBN: 978-3-9817678-0-3 Preis: 12,90 €

Was passiert hinter den Türen mit dem großen »D«, fragt sich der männliche Teil der Menschheit. Was erleben andere Frauen hinter den »Ladies«-Türen rund um den Globus, fragt sich die weibliche Hälfte. Das Buch »Mädchenklo« mit dem klangvollen Untertitel »Das gaanz normale Leben!« gibt in sieben vergnüglichen Episoden die höchst amüsante Antwort.

Vom Bücherportal Leserkanone.de zur »Indie-Perle des Monats« gekürt.

Mädchenklo

Silke Boger

Komödie

Taschenbuch. 279 Seiten ISBN 978-3981767803

eBook ISBN 978-3981767810



pinguletta



pinguletta.

Farbklecks in der Bücherwelt.

DER VERLAG. pinguletta.

Gegründet wurde der pinguletta Verlag Ende 2015 von der Bankbetriebswirtin Silke Boger.

Firmensitz ist Keltern, ein wunderschöner Ort im schwäbisch-badischen Grenzgebiet. Ein kleines aber feines Team arbeitet sehr engagiert und erfolgreich daran, dass der Verlag kontinuierlich wächst.

Wir möchten inhaltlich wertvolle Bücher produzieren mit dem Ziel, (wieder) Lust aufs Lesen zu machen. Der pinguletta Verlag steht für hochwertige Buchprojekte – mit besonderem Augenmerk auf individuelle und professionelle Covergestaltung und der langfristigen Zusammenarbeit mit ausschließlich deutschen Druckereien.

Unsere Bücher sind im Buchhandel, direkt über den Verlag oder online erhältlich – natürlich auch als eBook und einige Projekte als Hörbuch.



pingulett



pingulett Verlag
Durlacher Str. 32
75210 Kelttern



07236 / 932 471



verlag@pingulett.de



pingulett-verlag.de



facebook.com/pingulett

Wir lieben BUCHstaben.